



1922-06-22

Die stumme Prinzessin: Ein Märchen.

Hermine Cloeter

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19220622&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Die stumme Prinzessin: Ein Märchen." (1922). *Prose Fiction*. 135.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/135>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die stumme Prinzessin.

Ein Märchen.

Von **Hermine Cloeter.**

Annemarie, Marion und Marein, die drei steckten alleweil beieinander. Sie spielten zusammen, lärmten und lästerten zusammen, sie labten in holder Eintracht ihre Mäulchen an köstlichen Dingen und hatten selbdritt ein und denselben Wunsch und Traum. Hand in Hand liefen sie in den Frühling hinein, lugten nach seinen Blümelein aus und langten nach den Sternen. Sie wohnten in einem großen Schloß mit Säulen und Türmen und hohen Gemächern, oder es kam ihnen doch so vor. Sie huschten treppauf, treppab, wie ihre Laune sie trieb, und füllten Stube und Garten mit ihrem hellen Lachen. Neugierig lauschten sie an allen Türen, kramten in allen Schränken, schmückten sich mit altem Tand und Flitter oder mit Blumen oder Blüten, wie es gerade kam. So waren sie und nicht anders, Marein, Marion und Annemarie.

Eines Abends—es war die Zeit im Jahr, wo die Rosen blühen, die Sonne am liebsten gar nicht untergehen möchte und jeden Tag ein bißchen länger verweilt—da hatten sie sich müde gespielt im hohen, kühlen Saal und verlangten nach Märchen. Die dummen Dinger! Als ob sie nicht selber jede für sich und alle zusammen ein Märchen gewesen wären! Sie stöberten im hohen Regal, und da fiel es ihnen auch schon in die Hände: ein schmales Heftchen bloß, die Blätter mit einem blaßblauen Seidenbändel zusammengehalten, die Buchstaben zierlich gesetzt, der Titel ganz in Rosenranken versteckt.

Annemarie, Marion und Marein reckten und streckten die Häuser, beugten alle miteinander die Köpfe über den köstlichen Fund und buchstabierten mit heißen Wangen langsam und fragend herunter, alle drei in gleichem Takt: „Die stum-me Prin-zes-sin...“ Und dann begann eine von ihnen, war es die Marein, die Marion oder die Annemarie, in altklugem Tone zu lesen.

Es war einmal eine Prinzessin, die war stumm. Der König und die Königin waren darüber sehr traurig. So gut es ging, wollten sie dem Übel steuern. Da es aber unheilbar schien, so sollte zum mindesten die Erziehung der Prinzessin nicht darunter leiden. Der König bestellte ihr die weisesten und berühmtesten Männer des Landes zu Lehrern. Die füllten ihren Geist mit allem Schönen und Hohen. Nur eines konnten sie nicht: sie sprechen lehren. Das wollte ihnen trotz aller Mühe, die sie sich gaben, nicht gelingen. Gerade nur, daß das Prinzeßlein endlich—und unter wie viel Tränen!—eine Art Zeichensprache erlernte. So vermochte sie sich doch wenigstens schlecht und recht zu verständigen. Aber es ging damit nicht anders, als wenn man dem Lahmen eine Krücke unter die Achsel schiebt; es blieb ein armseliger Notbehelf. Die Prinzessin konnte wohl ausdrücken, ob sie hungerte oder Durst hatte, wann sie spazieren gehen oder ausfahren wollte, auch daß sie sich ein neues Kleid wünsche oder eine Reise zu machen gewillt sei. Das Letzte und Feinste aber vermochte sie nimmer und nimmer zu sagen.

Es geschah denn auch nur zu oft, daß sie arg mißverstanden wurde; daß man, wo sie ein sanftes Rosenrot meinte, nur ein ganz gewöhnliches, grobes Rot darunter verstand; daß sie sich nach Apfelblüten sehnte und man ihr statt dieser bloß süßen zuckrigen Kuchen reichte, und daß, während sie einzig begehrte, mit schönheitsdurstigen Augen den Morgentau von Gras und Blumen zu trinken, der

Schatzmeister eifertig lief, um ihr Perlen und Diamanten herbeizuholen. Da konnte die Prinzessin, sonst von sanfter Art und Haltung, jedesmal zornig auffahren und gab denen, die gerade das Unglück hatten, sie mißzuverstehen, deutlich und unzweideutig genug kund, daß sie sie allesamt für Dummköpfe halte. Dazu reichte ihre Zeichensprache gerade noch aus.

Der ganze Hof schalt sie nach solchen Auftritten insgeheim undankbar; die meisten meinten, man gebe sich doch wahrlich genug Mühe, ihre Gedanken und Wünsche zu erraten, und die Königin überschütte sie doch mit Geschenken, nicht weniger als der König. Sie aber schloß sich dann jedesmal in ihre Gemächer ein und weinte bitterlich.

Weil aber die Prinzessin sehr schön war und gar holdselig von Angesicht und Gestalt, kamen, trotzdem sie mit dem Übel der Stummheit behaftet war, viele Freier von nah und fern und warben um ihre Huld und Hand. Sie jedoch wollte von Freiern und Hochzeit nichts wissen und wehrte alle ab. Im Stillen sagte sie sich: „Was wissen die von mir, wie können die mich lieb haben? Sie kennen ja nur mein Gesicht!“ Sie aber wollte nur dem angehören, der nicht allein ihr schönes Gesicht, sondern auch ihre arme, kleine, gefangene Seele lieb hätte.

Mit der Prinzessin hatte es aber noch eine besondere Bewandtnis. Eines Nachts, als sie wieder einmal still bei sich darüber weinte, daß die Menschen sie nicht verstünden und sie sich nicht verständlich machen könnte, da erschien ihr eine holde, wunderfeine Fee. Die sprach ihr also trostreich zu: „Ich weiß, daß du sehr unglücklich bist, weil du nicht sprechen kannst. Ich will dir helfen, dein Schicksal leichter zu tragen. Du sollst sprechen können, aber immer nur, wenn du des Nachts ganz allein bist. Dieses Geheimnis darfst du jedoch niemandem offenbaren. Wenn es aber einer von selber errät, der darf und wird dich hören und wird deine Seele befreien.“ Damit zerfloß auch schon wieder das schöne Bild, und die Prinzessin konnte nach dem Sinn der Worte nicht weiter fragen.

Von nun an aber fiel ihr immer wieder, wenn sie nächstens allein in ihrem Schlafgemach lag, die liebliche Fee ein, und siehe, ihr Zauber wirkte. Zuerst wollten der Prinzessin die Worte freilich nur zaghaft und stockend von den Lippen, bis sie es lernte, sich ihrer Stimme als eines heimlichen Reichtums zu freuen. Ganz stolz war sie, wenn sie so mit sich allein doch aussprechen konnte, was sie vor den anderen nicht hatte zu sagen vermocht; und in langen Selbstgesprächen erklärte sie in der stillen Abgeschiedenheit ihrer Nächte den Menschen, die sie am Tage nicht verstanden hatten, mit einem Lächeln, das nicht ohne Spott war, warum sie dies und jenes getan und gelassen. In demütiger Beredsamkeit hat sie, solcherweise immer nur zu sich selber redend, jene um Verzeihung, die sie ohne Willen gekränkt hatte, und setzte ihnen immer wieder unermüdlich auseinander, wie sie alles, ja ganz anders und besser, als es den Anschein habe, bei sich im Herzen gemeint und gefühlt. Tags darauf war sie dann freilich jedesmal erst recht verwundert und es tat ihr doppelt weh, daß die Menschen immer noch nicht mehr von ihr wußten als ehemals.

Einmal kam an den Hof ein armer Spielmann. Der durfte der Prinzessin täglich vorspielen und vorsingen, denn der König und die Königin sahen es gern, wenn ihrem Kinde so die Zeit leichter und froher verstrich. Und einmal dann, da trug der Spielmann ihr ein neues Lied vor, eines, das er eigens für sie gesetzt hatte. Er sagte darin viel Artiges von ihrer hohen Schönheit und Anmut, und endlich das eine, das aber mit besonderem Ausdruck in Ton und Stimme: er könne nicht glauben, daß die Prinzessin in Wirklichkeit stumm sei. Denn wo schon die Augen so seelenvoll und beredt seien, da müsse ganz gewiß auch der Mund seine Sprache haben. Man müsse nur richtig hinzuhören verstehen.

Der Prinzessin schlug das Herz bis zum Halse. Da war ja nun einer gekommen, der ihr Geheimnis erraten, der es ihr angesehen, daß sie nicht so ganz stumm und töricht sei. Aber war es auch ernst gemeint, was der Sänger so gefällig im Lied ihr gesagt? Und war er denn nicht bloß ein armer Spielmann und sie—die Prinzessin? Wie dürfte sie ihm sich vertrauen? Ängstlicher Zweifel voll, blieb sie verwirrt und stumm, wie immer. Auch nicht mit einem Kopfnicken verriet sie ihr Geheimnis, das zu bewahren ihr die Fee so strenge geboten. Nur traten ihr—dessen konnte sie sich nicht erwehren—zwei silbrige Tränlein aus den weitgeöffneten Augen und ein freudiges Rot schoß ihr in die Wangen. Die anderen sahen es nicht. Der junge Spielmann aber konnte den Blick nimmer von ihr wenden, und ihm, dem die Worte zuerst so federleicht von den Lippen geglitten, als wären sie wirklich bloß eine kühne Schmeichelei, wie sie fahrenden Sängern geläufig, wurde mit einemmal wunderbar süß und weh im Gemüte.

Als die Prinzessin nachts dann allein in ihrem Zimmer war, wußte sie sich kaum zu fassen. Eine innige Sehnsucht hatte sie ergriffen, die sie nie vorher gekannt; kam dazu ein Ahnen und Hoffen, daß nun der Zauberspruch der Fee sich bald erfüllen müsse, daß endlich eines Menschen Seele die ihrige vernehmen und sie aus ihrer Stummheit lösen werde. Ganz leise jubelte sie vor sich hin, bis sie endlich, halb wie im Traum, das Lied des jungen Spielmannes zu singen anhub.

Den hatte es den ganzen Abend ruhelos umhergetrieben, bis er in heller Sternenpracht, ohne es zu wissen, und doch wie festgebannt, just unter den Fenstern der Prinzessin müde ins Gras hinsank. Aber horch, was war das nur? War das nicht sein eigen Lied, das da, von lauer Sommerluft getragen, durchs offene Fenster in die Nacht hinaus erklang? ... Gleich wußt' es auch sein Herz: die sanfte Stimme könne nur der schönen Königstochter gehören. Rasch sprang er auf und kletterte behende an der Rosenhecke empor und schwang sich kühn zum Fenster hinein.

Und das Prinzeßlein wehrte es ihm keineswegs. Ging doch ihre Glückseligkeit über alle Maßen, und wunderbar leicht, als wäre sie niemals stumm gewesen, fiel's ihr, ihm zu sagen: Ich liebe dich!...

Als der Morgen graute, schickte sie den Spielmann fort. Sie war eben doch eine Prinzessin.... Er fügte sich und zog, wie sie ihn so beschwor, von dannen. Doch wußte er nun von einem Lied so schön und süß, als wäre....

Annemarie, Marion und Marein fuhren alle drei unwillig auf. Wie dumm, wie ärgerlich! Dem Büchlein fehlte die letzte Seite; das letzte Endchen des Märchens war herausgerissen. Und sie hätten doch um alle Schätze der Welt gern erfahren, was weiter mit ihrer Heldin geschehen!

„Ich weiß es,“ hauchte die zarte Annemarie. „Als die Kammerfrauen am anderen Morgen ins Schlafgemach der Prinzessin traten, fanden sie ihre Herrin tot auf den Boden hingestreckt, einen welken Rosenkranz im Haar. Das große, rasch gefundene, rasch verlorne Glück war zu viel gewesen für ihre arme, kleine, zaghafte Seele.“

„Ach, nein!“ rief die romantische Marion. „Die Prinzessin war sicher nur scheinot. Und als der König und die Königin, von den bestürzten Kammerfrauen herbeigeholt, ihr Kind bekümmert anriefen, schlug sie die Augen auf und fand zum höchsten Erstaunen des ganzen Hofes zu sprechen an. Zuerst

sprach sie ganz langsam und beklommen, dann wurde ihre Rede immer freier und eindringlicher und endlich ganz wie entrückt. Aber gerade darum war und blieb es doch eine Sprache, die man bei Hofe nicht verstand.“

„O, wie könnt Ihr nur so dämlich sein!“ spottete die lustige Marein und frohlockte: „Ich weiß es besser als Ihr! Der arme Spielmann war eben doch ein heimlicher Prinz! Er hat sich ganz gewiß nur zum Schein von der Prinzessin Trau-mich-nicht fortjagen lassen und kam andern Tags wieder und freite um sie.

Und er war der König,
Und sie war die Braut....“

So sang sie zuletzt halb schalkhaft, halb rührselig mit ihrem hellen Stimmchen. Aber Marion und Annemarie glaubten nicht daran und jede blieb eigensinnig bei ihrem Text.

Da zankten sie sich zum erstenmal und zerzankten sich schmäählich: Marein, Marion und Annemarie....

Fenilleton.

Die stumme Prinzessin.

Ein Märchen.

Von Hermine Cloeter.

Annemarie, Marion und Marcin, die drei steckten alle-
weil beieinander. Sie spielten zusammen, lärmten und lästerten
zusammen, sie labten in holder Eintracht ihre Mäulchen an
höflichen Dingen und hatten selbdrift ein und denselben
Wunsch und Traum. Hand in Hand liefen sie in den
Frühling hinein, lugten nach seinen Blümelein aus und
langten nach den Sternen. Sie wohnten in einem großen
Schloß mit Säulen und Türmen und hohen Gemächern,
oder es kam ihnen doch so vor. Sie huschten treppauf, trepp-
ab, wie ihre Laune sie trieb, und füllten Stube und Garten
mit ihrem hellen Lachen. Neugierig lauschten sie an allen
Türen, kramten in allen Schränken, schmückten sich mit
altem Tand und Flitter oder mit Blumen oder Blüten, wie

es gerade kam. So waren sie und nicht anders, Marcin,
Marion und Annemarie.

Eines Abends — es war die Zeit im Jahr, wo die Rosen
blühen, die Sonne am liebsten gar nicht untergehen möchte
und jeden Tag ein bißchen länger verweilt — da hatten sie
sich müde gespielt im hohen, kühlen Saal und verlangten
nach Märchen. Die dummen Dinger! Als ob sie nicht selber
jede für sich und alle zusammen ein Märchen gewesen wären!
Sie stöberten im hohen Regal, und da fiel es ihnen auch
schon in die Hände: ein schmales Heftchen bloß, die Blätter
mit einem blaßblauen Seidenbändel zusammengehalten, die
Buchstaben zierlich gesetzt, der Titel ganz in Rosenranken
versteckt.

Annemarie, Marion und Marcin reichten und streckten
die Hälfen, beugten alle miteinander die Köpfschen über den
höflichen Fund und buchstabierten mit heißen Wangen
langsam und fragend herunter, alle drei in gleichem Takt:
„Die stumme Prin-zes-sin . . .“ Und dann begann
eine von ihnen, war es die Marcin, die Marion oder die
Annemarie, in althlugem Tone zu lesen.

Es war einmal eine Prinzessin, die war stumm. Der
König und die Königin waren darüber sehr traurig. So gut
es ging, wollten sie dem Uebel steuern. Da es aber un-
heilbar schien, so sollte zum mindesten die Erziehung der
Prinzessin nicht darunter leiden. Der König bestellte ihr die

weisesten und berühmtesten Männer des Landes zu Lehrern. Die füllten ihren Geist mit allem Schönen und Höhen. Nur eines konnten sie nicht: sie sprechen lehren. Das wollte ihnen trotz aller Mühe, die sie sich gaben, nicht gelingen. Gerade nur, daß das Prinzeßlein endlich — und unter wie viel Tränen! — eine Art Zeichensprache erlernte. So vermochte sie sich doch wenigstens schlecht und recht zu verständigen. Aber es ging damit nicht anders, als wenn man dem Lahmen eine Krücke unter die Achsel schiebt; es blieb ein armseliger Nothbehelf. Die Prinzessin konnte wohl ausdrücken, ob sie hungerte oder Durst hatte, wann sie spazieren gehen oder ansfahren wollte, auch, daß sie sich ein neues Kleid wünsche oder eine Reise zu machen gewillt sei. Das Letzte und Feinste aber vermochte sie nimmer und nimmer zu sagen.

Es geschah denn auch nur zu oft, daß sie arg mißverstanden wurde; daß man, wo sie ein sanftes Rosentrot meinte, nur ein ganz gewöhnliches, grobes Rot darunter verstand; daß sie sich nach Apfelblüten sehnte und man ihr statt dieser bloß süßen zuckrigen Kuchen reichte, und daß, während sie einzig begehrte, mit schönheitsdurstigen Augen den Morgentau von Gras und Blumen zu trinken, der Schatzmeister eifertig lief, um ihr Perlen und Diamanten herbeizuholen. Da konnte die Prinzessin, sonst von sanfter Art und Haltung, jedesmal zornig ansfahren und gab denen, die gerade das Unglück hatten, sie mißzuverstehen, deutlich und unzweideutig genug kund, daß sie sie allesamt für Dummköpfe halte. Dazu reichte ihre Zeichensprache gerade noch aus.

Der ganze Hof schalt sie nach solchen Austritten insgeheim undankbar; die meisten meinten, man gebe sich doch wahrlich genug Mühe, ihre Gedanken und Wünsche zu erraten, und die Königin überschütte sie doch mit Geschenken, nicht weniger als der König. Sie aber schloß sich dann jedesmal in ihre Gemächer ein und weinte bitterlich.

Weil aber die Prinzessin sehr schön war und gar holdselig von Angesicht und Gestalt, kamen, trotzdem sie mit dem Uebel der Stummheit behaftet war, viele Freier von nah und fern und warben um ihre Huld und Hand. Sie jedoch wollte von Freiern und Hochzeit nichts wissen und wehrte alle ab. Im Stillen sagte sie sich: „Was wissen die von mir, wie können die mich lieb haben? Sie kennen ja nur mein Gesicht!“ Sie aber wollte nur dem angehören, der nicht allein ihr schönes Gesicht, sondern auch ihre arme, kleine, gefangene Seele lieb hätte.

Mit der Prinzessin hatte es aber noch eine besondere Bewandtnis. Eines Nachts, als sie wieder einmal still bei sich darüber weinte, daß die Menschen sie nicht verstünden und sie sich nicht verständlich machen könnte, da erschien ihr eine holde, wunderreine Fee. Die sprach ihr also trostreich zu: „Ich weiß, daß du sehr unglücklich bist, weil du nicht sprechen kannst. Ich will dir helfen, dein Schicksal leichter zu tragen. Du sollst sprechen können, aber immer nur, wenn du des Nachts ganz allein bist. Dieses Geheimnis darfst du jedoch niemandem offenbaren. Wenn es aber einer von selber errät, der darf und wird dich hören und wird deine Seele bestreien.“ Damit zerfloß auch schon wieder das schöne Bild, und die Prinzessin konnte nach dem Sinn der Worte nicht weiter fragen.

Von nun an aber fiel ihr immer wieder, wenn sie nächstens allein in ihrem Schlafgemach lag, die liebliche Fee ein, und siehe, ihr Zauber wirkte. Zuerst wollten der Prinzessin die Worte freilich nur zaghaft und stockend von den Lippen, bis sie es lernte, sich ihrer Stimme als eines heimlichen Reichthums zu freuen. Ganz stolz war sie, wenn sie so mit sich allein doch aussprechen konnte, was sie vor den anderen nicht hatte zu sagen vermocht; und in langen Selbstgesprächen erklärte sie in der stillen Abgeschiedenheit ihrer Nächte den Menschen, die sie am Tage nicht verstanden hatten, mit einem Lächeln, das nicht ohne Spott war, warum sie dies und jenes getan und gelassen. In demüthiger Bescheidenheit bat sie, solcherweise immer nur zu sich selber redend, jene um Verzeihung, die sie ohne Willen gekränkt hatte, und setzte ihnen immer wieder unermüdlich aneinander, wie sie alles, ja ganz anders und besser, als es den Anschein habe, bei sich im Herzen gemeint und gefühlt. Tags darauf war sie dann freilich jedesmal erst recht verwundert und es tat ihr doppelt weh, daß die Menschen immer noch nicht mehr von ihr wußten als ehemals.

Einmal kam an den Hof ein armer Spielmann. Der durfte der Prinzessin täglich vorspielen und vorsingen, denn der König und die Königin sahen es gern, wenn ihrem Kinde so die Zeit leichter und froher verstrich. Und einmal dann, da trug der Spielmann ihr ein neues Lied vor, eines, das er eigens für sie gesetzt hatte. Er sagte darin viel Artiges von ihrer hohen Schönheit und Anmut, und endlich das eine, das aber mit besonderem Ausdruck in Ton und Stimme:

er könne nicht glauben, daß die Prinzessin in Wirklichkeit stumm sei. Denn wo schon die Augen so seelenvoll und beredt seien, da müsse ganz gewiß auch der Mund seine Sprache haben. Man müsse nur richtig hinzuhören verstehen.

Der Prinzessin schlug das Herz bis zum Halse. Da war ja nun einer gekommen, der ihr Geheimnis erraten, der es ihr angehehen, daß sie nicht so ganz stumm und töricht sei. Aber war es auch ernst gemeint, was der Sänger so gefällig im Lied ihr gesagt? Und war er denn nicht bloß ein armer Spielmann und sie — die Prinzessin? Wie dürfte sie ihm sich vertrauen? Aengstlicher Zweifel voll, blieb sie verwirrt und stumm, wie immer. Auch nicht mit einem Kopfnicken verriet sie ihr Geheimnis, das zu bewahren ihr die Fee so strenge geboten. Nur traten ihr — dessen konnte sie sich nicht erwehren — zwei silbrige Tränlein aus den weitgeöffneten Augen und ein freudiges Rot schoß ihr in die Wangen. Die anderen sahen es nicht. Der junge Spielmann aber konnte den Blick nimmer von ihr wenden, und ihm, dem die Worte zuerst so federleicht von den Lippen geglitten, als wären sie wirklich bloß eine kühne Schmeichelei, wie sie fahrenden Sängern geläufig, wurde mit einemmal wunderbar süß und weh im Gemüte.

Als die Prinzessin nachts dann allein in ihrem Zimmer war, wußte sie sich kaum zu fassen. Eine innige Sehnsucht hatte sie ergriffen, die sie nie vorher gekannt; kam dazu ein Ahnen und Hoffen, daß nun der Zauberpruch der Fee sich bald erfüllen müsse, daß endlich eines Menschen Seele die ihrige vernehme und sie aus ihrer Stummheit lösen werde. Ganz leise jubelte sie vor sich hin, bis sie endlich, halb wie im Traum, das Lied des jungen Spielmannes zu singen anhub.

Den hatte es den ganzen Abend ruhelos umhergetrieben, bis er in heller Sternenpracht, ohne es zu wissen, und doch wie festgebannt, just unter den Fenstern der Prinzessin müde ins Gras hinsank. Aber horch, was war das nur? War das nicht sein eigen Lied, das da, von lauer Sommerluft getragen, durchs offene Fenster in die Nacht hinaus erklang? . . . Gleich wußt' es auch sein Herz: die sanfte Stimme könne nur der schönen Königstochter gehören. Rasch sprang er auf und kletterte behende an der Rosenhecke empor und schwang sich kühn zum Fenster hinein.

Und das Prinzlein wehrte es ihm keineswegs. Ging doch ihre Glückseligkeit über alle Maßen, und wunderbar

leicht, als wäre sie niemals stumm gewesen, fiel's ihr, ihm zu sagen: Ich liebe dich! . . .

Als der Morgen graute, schickte sie den Spielmann fort. Sie war eben doch eine Prinzessin. . . . Er fügte sich und zog, wie sie ihn so beschwor, von dannen. Doch wußte er nun von einem Lied so schön und süß, als wäre. . . .

* * *

Annemarie, Marion und Marein führen alle drei unwillig auf. Wie dumm, wie ärgerlich! Dem Büchlein fehlte die letzte Seite; das letzte Endchen des Märchens war herausgerissen. Und sie hätten doch um alle Schätze der Welt gern erfahren, was weiter mit ihrer Heldin geschehen!

„Ich weiß es,“ hauchte die zarte Annemarie. „Als die Kammerfrauen am anderen Morgen ins Schlafgemach der Prinzessin traten, fanden sie ihre Herrin tot auf den Boden hingestreckt, einen welken Rosenkranz im Haar. Das große, rasch gesundene, rasch verlorne Glück war zu viel gewesen für ihre arme, kleine, zaghafte Seele.“

„Ach, nein!“ rief die romantische Marion. „Die Prinzessin war sicher nur scheinot. Und als der König und die Königin, von den besürzten Kammerfrauen herbeigeholt, ihr Kind bekümmert antriefen, schlug sie die Augen auf und fing zum höchsten Erstaunen des ganzen Hofes zu sprechen an. Zuerst sprach sie ganz langsam und bekümmert, dann wurde ihre Rede immer freier und eindringlicher und endlich ganz wie entrückt. Aber gerade darum war und blieb es doch eine Sprache, die man bei Hofe nicht verstand.“

„O, wie könnt Ihr nur so dämlich sein!“ spottete die lustige Marein und frohlockte: „Ich weiß es besser als Ihr! Der arme Spielmann war eben doch ein heimlicher Prinz! Er hat sich ganz gewiß nur zum Schein von der Prinzessin Trau-mich-nicht fortjagen lassen und kam andern Tags wieder und freite um sie.“

Und er war der König,
Und sie war die Braut. . . .

So sang sie zuletzt halb schalkhaft, halb rührselig mit ihrem hellen Stimmchen. Aber Marion und Annemarie glaubten nicht daran und jede blieb eigenjünnig bei ihrem Text.

Da zankten sie sich zum erstenmal und zerzankten sich schmähslich: Marein, Marion und Annemarie. . . .